

'Windmühlen' neu gelesen

Des Ritters Lied und Weise,
sie fand ich neu, doch nicht verwirrt:
verließ er unsre Gleise,
schritt er doch fest und unbeirrt.
Wollt ihr nach Regeln messen,
was nicht nach eurer Regeln Lauf,
der eignen Spur vergessen,
sucht davon erst die Regeln auf!
Wagner, 'Meistersinger'

Nach der exakten Bestimmung des Beginns von Schmidts Freud-Rezeption ist klar, dass die Psychoanalyse bei der Interpretation der ersten Hälfte der 'Ländlichen Erzählungen' keine Rolle spielen kann, an Mythen darin wohl nur derjenige glaubt, der sie uns aufzubinden versuchte, und diese Erzählungen beim besten Willen auch nicht in Schmidts Versuchsreihe "Traum" eingeordnet werden können. Man sollte sie sich deshalb einmal ohne diesen interpretatorischen Ballast anschauen.

Da 'Windmühlen' die erste 'Ländliche Erzählung' ist, drängt sie sich als eine von diesen "endlos=verworrenen & =verwirrenden Geschichten" (Dr. Mac Intosh) geradezu auf, einer neuen Analyse unterzogen zu werden, und nachzusehen, auf welchem Trip Arno Schmidt sich zu jener Zeit befand.

»Sie haben gewiß zuviel Schopenhauer konsumiert, guter Mann?«
Albert Ehrenstein, 'Tubutsch'

Die bisherige Sekundärliteratur zu 'Windmühlen' ist also zum größten Teil hinfällig. Lediglich Gregor Strick verfolgte in seinem Aufsatz 'Willenlos kreisend' (ZK 21) einen Ansatz, der sich nicht auf Mythos, Psychoanalyse und Traum stützte. Er kündigte darin an, sein Interesse auf den Text selbst zu richten. Leider ignorierte er dann jedoch aufgrund seiner

Abneigung gegen 'Intertextualität' germanistisch-einäugig die Tatsache, dass Schmidts Texte zu großen Teilen aus Zitaten bestehen und zu Schmidts Begriff von 'Meta=Litteratur' nicht nur gehörte, dass über andere Literatur gehandelt wird, sondern sie auch aus Literatur besteht und mit und durch Literatur spricht; da diese Zitiererei also (allem Gejamere vom 'Klauen' einfacher Leser zum Trotz) keineswegs der Schönheit der Formulierungen wegen, d.h. als Zierrat, erfolgt ist, blieb Gregor Strick am Ende ratlos auf einer halben Seite Fragen sitzen.

Aber, das muss ihm zugestanden werden, er kam dem Kernthema von 'Windmühlen' schon ein wenig auf die Schliche. Seine ausgiebige Stiftungsrüge einmal beiseite gelassen, findet sich schon recht früh in seinen umfänglichen Ausführungen folgende Charakterisierung der Freibadbesucher:

Hunger und besonders Liebe treiben sie alle um; beherrschen ihren Individualwillen, diktieren ihre Entscheidungen

Der "beherrschte Individualwille" ist nur knapp daneben, das "willenlos" im Titel trifft es noch etwas besser, denn tatsächlich ist der Hauptzug von 'Windmühlen' der (und ich verzichte hier bewusst auf die sonst übliche Krimi-Aufmachung der Schmidt-Sek.Lit.), dass darin alles, was einem freien Willen auch nur ähnelt, völlig komplett gänzlich durch und durch nicht vorhanden ist, denn es geht um die Unfreiheit des Willens.

Das Thema hatte Schmidt schon lange interessiert, zuerst in 'Der junge Herr Siebold' (BA 1/4,S.311f.), dann in 'Enthymesis', 'Leviathan', 'Gadir' usw. usf. Am Ausführlichsten kommt Schmidt darauf in 'Massenbach' S.49f. zu sprechen. Er legt dem Titelhelden dort einige Passagen aus Kapitel II von Schopenhauers Preisschrift 'Über die Freiheit des Willens' in den Mund:

MASSENBACH: [...] Es kommt Eins zum Andern: begrenztes Weltall, vom Leviathan geschaffen, Unfreiheit des Willens -

BESSEL (von der mächtigen Persönlichkeit sichtlich tief beeindruckt, aber jugendlich spröde und schwungvoll): Aber - wieso? Ich kann doch tun, was ich will!

MASSENBACH (zuerst unwillig die Stirn furchend, dann aber wehmütig nachsichtig lächelnd): Das ist ja gar nicht das Problem, Bessel. Natürlich können Sie tun, was Sie wollen: Sie müssen es sogar. Aber die Frage ist gar nicht nach dem Verhältnis des Wollens zum Handeln, sondern von der Entstehung des Willens,

der Willensbildung, selbst. – Sehen Sie: ein philosophisch roher Mensch – der dabei jedoch in andern Fächern ein großer Gelehrter sein kann – hält immer die Willensfreiheit für etwas so ganz Gewisses, daß er sie als unzweifelhafte Wahrheit ausspricht, und eigentlich gar nicht glauben kann, die Philosophen zweifelten im Ernst daran; sondern in seinem Herzen meint, all das Gerede darüber sei bloße Fechtübung der Schuldialektik und im Grunde nur Spaß. Stellt man nun solch einem Menschen etwa die Frage: kannst Du wirklich von in dir aufgestiegenen entgegengesetzten Wünschen sowohl dem einen als dem andern Folge leisten? Da werden Sie sagen: Vielleicht kann mir die Wahl schwer fallen, immer jedoch wird es ganz allein von mir abhängen, ob ich Eins oder das Andre wählen will, und von keiner anderen Gewalt; da habe ich volle Freiheit zu wählen, welches ich will; dabei werde ich nur ganz allein meinen Willen befolgen. Frage ich Sie nun: Aber Ihr Wollen selbst: von was hängt das ab?

<https://archive.org/stream/arthurschopenha07schouoft#page/54/mode/1up>

In 'Windmühlen' dreht (!) sich alles um die Unfreiheit des Willens und dass der Kampf dagegen ebenso sinn- und aussichtslos ist wie der gegen Windmühlen, sowie um die Beantwortung der Frage: »Aber das Wollen selbst, wovon hängt das ab?« Denn das ist der Kernpunkt der Diskussion um die Unfreiheit des Willens:

Das Bewußtsein, daß wir in jedem einzelnen Fall auch anders hätten handeln können, wenn wir gewollt hätten, das all unser Tun begleitet, beweist durchaus nichts in bezug auf die Freiheit, denn es kommt eben nicht darauf an, ob wir anders hätten handeln können, wenn wir gewollt hätten, sondern ob wir anders hätten wollen können. (Nach Meyers Großes Konversations-Lexikon, 'Freiheit', Bd.7, S. 67ff.)

<http://www.zeno.org/Meyers-1905/A/Freiheit+%5B1%5D>

Dieser neue Interpretationsansatz scheint mir die Erzählung 'Windmühlen' doch erheblich besser 'aufzuschließen' (Schmidt) als die bisherigen.

Die wichtigsten Punkte, auf die bei erneuter Lektüre zu achten ist, sind:

1. Art der Erzählung

Viele würden wohl auf die Frage, wie sich die Unfreiheit des Willens erzählerisch darstellen ließe, vorschlagen: irgendetwas Idealisch-Dramatisches à la Schiller, eine Geschichte über das große gewaltige Schicksal, das einen Menschen erhebt, wenn es ihn zermalmt. Nicht so jedoch Arno Schmidt. Er wählte ganz bewusst etwas ganz Unbedeutendes, eine zufällige Begegnung von Leuten, die keine besondere Absicht hegen, sich nicht abstimmen brauchen und an einem schönen Sommertag plaudernd in einem Freibad beisammensitzen; ganz zwanglos-ungezwungen, würde ein Beobachter nach einem flüchtigen Blick meinen – und damit ganz und gar daneben liegen. Die Dialoge sind unverbindlich, es werden keine Entscheidungen getroffen, lediglich Anekdoten erzählt, Erlebnisse berichtet und Witze gerissen. Alles, was einer Diskussion ähnlich sieht und ev. als Wirken eines freien Willens interpretiert werden könnte, ist vermieden. Dafür tritt die nonverbale Kommunikation stärker in den Vordergrund, und zwar nicht nur zwischen den Menschen, mit Mimik und Gestik; auch Gegenstände und ihre Eigenschaften (Farben, Wärme), ebenso wie die Umgebung, die Lage und die Vorkommnisse, 'sprechen' zu den Menschen und beeinflussen ihre Handlungen. Gleichzeitig wird das Missverständliche dieser nonverbalen Kommunikation mehrfach hervorgehoben und stellt damit alle auf diese Weise 'gewonnenen Erkenntnisse' in Frage (s.u.).

2. Der Erzähler

Würde der Erzähler heutzutage einen Arzt konsultieren, er käme nicht aus der Praxis hinaus ohne eine Überweisung an einen fähigen Therapeuten. Er ist ängstlich, schüchtern und sieht seine Umgebung immer sehr düster, vermutlich weil er ein traumatisches Erlebnis durchlitten hat. Folgen sind unter anderem eine übersteigerte Reaktion auf Farben: zum einen auf Rot als Farbe von Feuer und Blut, zum anderen auf Blau in all seinen Varianten als Farbe von Wasser allgemein und besonders dem Meer. Die erlebte Katastrophe lässt sich anhand von über den Text verstreuten Infosnipseln erahnen. Es muss sich um das Sinken eines Schiffes (Rezia-Arie) nach einem Brand oder einer

Explosion gehandelt haben (Feuerleiter, brüllendes Licht), wobei der Erzähler zusammen mit vielen weiteren Menschen ins Meer springen musste und "die Anzahl der im Wasser treibenden vermehrte"; diese Gescheiterten sahen in ihrer großen Menge wie ein "Arm- und Bein=Salat in azurener Schüssel" aus.

Hinweise auf seine Ängste und psychische Abwehrmaßnahmen durchziehen den ganzen Text:

- 282: "auf den <Todessitz>"
- 282: "die Wagenburg eines Parkplatzes": eine Wagenburg wurde im Wilden Westen aus Planwagen gebildet, wenn Gefahr drohte.
- 283: "Wir griffen uns über den schmalen Rand dieses Durchgangsbeckens entlang, zum Bademeisterhaus": Angst vorm Wasser.
- 283: "Er [...] besah mich prüfend [...] bis ich mich umdrehte.": schüchtern.
- 283: "Ozean, Du Ungeheuer": Angst vorm Wasser/der See.
- 283: "Das Wasser metallisch=giftblau": Wasser ist gefährlich.
- 284: "um die Befangenheit galant zu überbrücken"
- 286: "Sie schritt königlich zu einer der Feuerleitern": aus den "feuerroten Leitern" von S.283 werden hier "Feuerleitern", also Hilfen bei der Rettung vor Feuer.
- 286: "die Anzahl der im Wasser treibenden": bei der Beschreibung von Seenotfällen häufig gebrauchte Formulierung.
- 291: "Die Sonne heizte aber auch, daß die Schulterblätter selbst der feuerfestesten Puppen, unten, einmal schauderten": Angst vor Feuer/Hitze.
- 291: "nur die Köpfe trieben ja senkrecht auf der giftigen, wasser=ähnlichen Flüssigkeit dahin": Angst vor Wasser.

3. Anspielungen auf das Hauptthema

Auf das Kernthema von 'Windmühlen', das Wollen, Können, Müssen, Dürfen, spielt Arno Schmidt mit mehreren mehr oder weniger offenen Formulierungen an:

- 282: "durfte Einem, bei solcher <Lage der Dinge>, überhaupt <Dörflerinnen> einfallen?"
- 282: "es ist wohl unser Kismet": das vorausbestimmte Schicksal, in das blind sich zu ergeben religiöse Pflicht des Muslims ist.
- 282: "müßte man der Verfasser sein wollen?"
- 282: "nun mußte sie zwangsläufig den Kopf hoch nehmen"
- 284: "das Opfer des Intellekts": Verzicht auf das Eigendenken; die gehorsame Unterwerfung des eigenen abweichenden

Vernunfturteils unter den Glauben der Kirche; Unfreiheit des Denkens der Jesuiten.

285: "pollice verso": Das Todesurteil, das ultimative Ende jeglicher Freiheit.

288: "ich hab' allen Ernstes erwogen, Buddhist zu werden"

289: "Ich konnte jedenfalls anstellen, was ich wollte"

291: "Geben Sie Gedankenfreiheit, Sire"

4. Hetero- und Homosexualität

Aufgrund des psychoanalytischen Interpretationsansatzes wurde in der Vergangenheit die Sexualität in 'Windmühlen' falsch- bzw. überbewertet und hat zu seltsamen 'Objekten' geführt, wie z.B. 'Windmühlen{ph\{f}allen'. (Was die selige Beate Uhse wohl zu so einer Geschäftsidee gesagt hätte?) Sexualität kommt jedoch nur in 'alltäglichen' Dosen vor, als männlicher Blick, Balzgehabe usw., ist also einer von den zahlreichen Mechanismen, die das Wollen bestimmen.

Zu den Anspielungen auf die Homosexualität kam es vmtl. aus zwei Gründen:

- a. Die Homosexualität seines Verlegers machte Schmidt auf die Problematik aufmerksam, dass ein Schwuler nach dem damals geltenden Gesetz (§ 175 StGB) gewissermaßen ein 'geborener Verbrecher' war und sein 'Wollen' lebenslänglich stark eingeschränkt. (Vgl. 'die selige Königin Luise', S.283, und 'Luise/Louise' in den Briefwechseln.)
- b. Über Homosexualität wurde damals in der Öffentlichkeit nicht gesprochen, man verständigte sich darüber, wie in der Erzählung, durch bedeutungsvolles Brauenhochziehen, Gesten oder Winke; keine besonders zuverlässigen Kommunikationsverfahren, wie die Binnenerzählung des Gestreiften von den regionalen Unterschieden zwischen Gesten in Italien zeigt.

Ist der Gestreifte tatsächlich schwul? Oder hat Richard seine Kleidung falsch gedeutet und es handelt sich nur um einen Anhänger irgendeines fernöstlichen Herrschers oder Säulenheiligen, wie sie z.B. in China in Prunkgewändern aus Seide und Brokat mit Drachensymbolen einherwandeln?

<https://www.google.de/search?hl=de&tbo=p&tbm=bks&q=seide+brokat+drache>

Oder hat der Erzähler Richards Mimik falsch gedeutet, wie ja die (Selbst-)Täuschung auch in den zitierten Intertexten (s.u.) eine häufige Erscheinung ist? Die Homosexualität des Gestreiften scheint mir doch nicht so sicher zu sein, wie das bisher interpretiert wurde.

Jetzt wäre nur noch zu klären, wie es sich mit den Zitaten in 'Windmühlen' verhält. Meiner Theorie zufolge müsste es sich bei den Quelltexten um Beispiele für die Unfreiheit des Willens und die eigentlichen Ursachen des Wollens handeln. Nun liegt eine Schwierigkeit darin, dass man die Unfreiheit des Willens so ziemlich in jeder Geschichte nachweisen kann, ja, die hauptsächlichen Verwicklungen, in die Helden in Büchern gestürzt werden, meist eben darauf beruhen - beruhen müssen. Bei den anzitierten Beispielen sollte es sich also um besonders prägnante, witzige, bedeutende, historische usw. Beispiele handeln. Und (ohne Krimi-Ambitionen gesagt) genau das ist auch der Fall. Ich hänge die wichtigsten 'Intertexte' unten an, damit das jeder für sich nachvollziehen kann. (Sie müssen die natürlich nicht zwingend lesen, sondern nur wenn Sie wollen können!)

Lesen Sie dann die Erzählung 'Windmühlen' mit dieser 'neuen Lesebrille' noch einmal und achten Sie darauf, was die Protagonisten wollen, können, müssen; ich verspreche, Ihnen wird zumute sein, wie wenn sie in ein helles Zimmer träten - oder (hier treffender) in das Freibad Hänigsen im brüllenden Licht eines ganz gewöhnlichen Hochsommertages im Jahre 1960.

Und Sie werden dabei feststellen, dass nicht nur für Schopenhauers Welt, sondern auch für Schmidts Werke gilt:

nichts ist ohne Grund, warum es sey,

und zwar ganz besonders für das mit 'Windmühlen' präsentierte Stückchen allergewöhnlichster Alltagswelt als Wille und Vorstellung.

Wie die Windmühlen in die Geschichte kamen

Frimmersen ist Schmidts Name für Hänigsen, das ein "mondänes" Freibad besaß, das die Schmidts des Öfteren mit den Michels besuchten, z.B. am 13.7.1960, s. Schmidts Tagebuch, BA B/2, S.320:

Dann Bad Hänigsen (bei Burgdorf): tolle vornehme Anlage:
1 Öldorf eben.

Vor der Niederschrift von 'Windmühlen' waren sie auch am 14.7. und 12.8. dort (ebd.).

Aus dem Zentrum von Hänigsen führt nach Westen die Windmühlenstraße. An der Ecke Windmühlenstraße/Mühlenweg steht die historische Bockwindmühle.



(Karte: Google Maps)

<https://muehlen-in-deutschland.blogspot.com/2014/10/hanigsen-bockwindmuhle-hanigsen.html>

'Windmühlen', Intertexte, 1, Gaudy

281:

»Wie häufig mögen im Bundesgebiet die Orte sein, wo es kein Coca-Cola gibt?« fragte er; [...]

»Nach einer Berechnung von Gauß so häufig,« antwortete ich, »wie 5 Fönixe, 10 Einhörner, oder 22 Bedeckungen des Jupiter vom Mars.«

Dies ist ein Zitat aus Franz Freiherrn Gaudys venetianischer Novelle 'Die Maske':

Ein spielsüchtiger junger Nobile namens Ugo Gricci hat im Bassette sein Taschengeld bis auf die letzte Zecchine verloren, was der Erzähler zum Anlass nimmt zu sinnieren:

Nach der Berechnung irgend eines gelehrten Mathematikers kommen auf jeden Vater, welcher sich ein Vergnügen daraus macht, die Spielschulden seines Sohnes zu tilgen, fünf Phönixe, zehn Basilisken und ein und zwanzig Einhörner; der alte Baldessare Gricci war aber der geizigste Pantaleone im ganzen, weiten Gebiet der Republik. Von dieser Seite war für den jungen Edelmann nichts zu hoffen.

Diese Anspielung steht nicht zufällig zu Beginn von 'Windmühlen'; die kurze Novelle enthält so viele Beispiele für die Unfreiheit des Willens und die tatsächliche Ursachen des Wollens wie kein anderer Intertext von Schmidts Erzählung. Hier eine (sicher nicht vollständige) Liste in der Reihenfolge des Auftretens:

Das geblendete Auge;
der Carnevals-Taumel mit einem elektrischen Zauber, dem sich keiner der Anwesenden gänzlich entziehen konnte;
die Lust, sich immer wieder in den farbigen Wirbel [!] zu stürzen;
beglückt, die Fesseln der Alltäglichkeit abstreifen zu dürfen;
Standesetikette;
Aufsicht mürrischer Väter oder eifersüchtiger Gatten;
die Vorrechte der patrizischen Abstammung;
die Nichtigkeit des menschlichen Treibens;

Ritterpflichten;
das Bewußtseyn einer leeren Börse, das eine schülerhafte
Befangenheit, eine lähmenden Verstimmung verursacht;
der Glaube, "daß ich frei im vollen Sinne bin";
Verwirrung;
Glück;
Beklemmung;
Dankespflicht;
Irrthum;
das Gehör als täuschbarster aller Sinne;
Spielglück;
Anschein;
der geheime Zug des Herzens;
Begierde;
Il pazzo per amore, der Narr aus Liebe;
Thorheiten von Liebenden;
innere Unruhe;
urplötzliche Leidenschaft;
Liebeseifer;
Neugierde;
Einbildungskraft;
Einbildung;
Selbsttäuschung;
Moden;
irrig Annahmen und Vermuthungen;
Zwang;
Angst;
eifersüchtigen Grillen;
Geldgier;
Drohungen;
Mystifikation;
Intrigue;
gehässige Verpflichtung;
nicht miteinander reden;
"Entschlüsse fassen und sie ausführen ist bekanntlich zweierlei,
und nur so viel gewiß, daß der Mann, welcher der Versuchung
Widerstand leistet, seit dem heiligen Antonius noch geboren
werden soll";
Rausch;
berauscht vom Liebesglück;
Lügendewebe;
"ich will - ich muß";
Abneigung, z.B. wegen üblem Aussehen;
Täuschung;

Enttäuschung;
Schmerz;
Liebeswahnsinn;
die Pflicht, eine Verletzung der Sitte zu ahnden;
Ehre;
Verrätherei;
Vorspielen zum auf die Probe stellen;
Freude.

Da die Novelle so wichtig ist und die Qualität der online verfügbaren Textversion im PG-DE schlecht, liegt sie separat bei.

Laut Notiz auf dem Vorsatzblatt von Band 1 erhielt Arno Schmidt seine 24-bändige Gaudy-Ausgabe [BVZ 183] erst am 1.9.61, also zu spät für 'Windmühlen'. Warum sich trotzdem Zitate in der Erzählung befinden können, klärt sich in Arno Schmidts Brief vom 11.12.61 an Wilhelm Michels:

Der GAUDY ist, wie seinerzeit versprochen, Dein.

Er besaß also vorher schon eine andere Gaudy-Ausgabe. Nach den Zitaten zu urteilen, die ich bisher gefunden habe, dürfte es sich dabei um die vom selben Herausgeber Arthur Mueller veranstaltete Auswahlausgabe 'Poetische und prosaische Werke' in 8 Bänden von 1853/54 gehandelt haben. Da es einige Unterschiede im Wortlaut und den Schreibweisen der beiden Ausgaben gibt, zitiere ich die venetianische Novelle 'Die Maske' nach:

Franz Freiherrn Gaudy's poetische und prosaische Werke , Bd.8, Venetianische Novellen, 'Die Maske', S.155-169; das obige Zitat S.157.

ich könnt' mir durchaus einen GAUDY=Fan vorstellen;
es wär' zu verteidigen (BA 3/4, S.440)

schrieb Schmidt später. Die Novelle ist sicherlich ein guter Grund.

281:

Also Frimmersen. / Zuerst zeichnete es sich wohlthuend durch seinen absoluten Mangel an Sehenswürdigkeiten aus

Eine Anspielung auf Gaudys Reiseschilderung 'Mein Römerzug', worin er den "absolute Mangel an Sehenswürdigkeiten" in Velletri lobt, da man durch Hinweise auf Sehenswürdigkeiten doch nur dazu getrieben werde, diese besichtigen zu wollen:

Die einzige freundliche Erinnerung, welche mir Velletri zurückließ, ist der absolute Mangel an Sehenswürdigkeiten. Eine der schärfsten Dornen, welche am Rosenstrauch der Reiselust wachsen, ist die dräuende Mahnung des Wegweisers, an kleinen Orten diese oder jene Kirche, Bildergalerie oder Ruine zu besuchen. Widerstrebenden Herzens und der festesten Ueberzeugung voll, daß das zu schauende Wunder nur ein trüber Wassertropfe sei gegen das Kunstmeer Rom, dem man eben erst den Rücken wandte, folgt man, gestachelt von der unseligen Gewissenhaftigkeit, Alles sehen zu wollen, oder genasführt von dem geheimen Zweifel: man könne ja doch nicht wissen, ob nicht etwa -, und verwünscht beim Anblick eines Dutzend schlechter Kopien oder formloser Steinblöcke den Guida und die eigne thörichte Willfährigkeit, auf dessen Vogelbeeren angebissen zu haben. Velletri dagegen hatte sich bei Ueberreichung der gedruckten Musterkarte zu nichts, als zu einem winkligen, unreinlichen, rauchschwarzen, bergaufwindenden Straßengewirr verpflichtet, und diesem Versprechen kam es gewissenhaft bis auf den kleinsten Punkt nach.

Franz Freiherrn Gaudy's poetische und prosaische Werke, Bd.3, 'Mein Römerzug', II.Theil. 'Velletri', S.63.

https://books.google.de/books?id=XPuNjIw_BkEC&pg=PA63&dq=%22absolute+Mangel+an+Sehensw%C3%BCrdigkeiten%22

285:

»Deine Gestik eben, Fritz, erinnerte mich an Italien; dort hat man sie zu einer wirklichen Kunst entwickelt; und zwar wird sie umso ausdrucksstärker, je weiter man nach Süden kommt - sehr interessant. In Padua=etwa schüttelt man erst nur verneinend den Kopf. In Bologna fächert man, wie Du eben, mit dem Zeigefinger. In Florenz desgleichen; fügt jedoch, staccato, noch ein <via!> hinzu. Ab Neapel aber macht man so -«, er richtete sich überraschend auf und nach vorn; machte aus seiner Hand eine breite massive Klinge; legte sie sich, den Handrücken nach oben, unters Kinn, (den Daumen am Kehlkopf); funkelte uns erst giftig an, krötenhaft gebläht - und zog sie dann unversehens nach vorn weg, auf uns zu, wobei die Finger dramatisch auseinanderflogen: !. Sank dann erschöpft zurück, und merkte nur noch an: »Vielleicht kannst Du, oder willst Du, zu guter Stunde Gebrauch davon machen. - Ich stelle es Dir jedenfalls zur Verfügung.«

Das ist eine starke Verdichtung einer Passage aus Franz von Gaudys 'Mein Römerzug', Abschnitt 'Otricoli', in: Sämtliche Werke [BVZ 183], Bd.19, S.136-141, wo das portativste Westen-Taschen-Italienisch-Wörterbuch von der Welt für den Umgang mit Wirten, Kellnern, Kutschern und Bettlern vorstellt wird:

Der Wagen rollte vor die Säulenhalle des Wirthshauses zum rothen Kreuze. - Mein Gegner - der Maltheser, welcher mir den Ungläubigen ansehen mochte - stand schon schlagfertig, in der weißbaumwollenen Zipfelmütze als Helm, der Piqué-Jacke als Armschienen, der Schürze als Wappenrock - kurz, mit der gewöhnlichen Rüstung der italienischen Köche angethan, welche aber hier, wo Cameriere und Koch in eine untheilbare Zweieinigkeit verwachsen, sich auch fern von dem glühenden Kugelrost des Herdes sehen ließ - und beeilte sich auf seiner Caravans mir den Fehdehandschuh mit der Frage: »Befiehlt der Herr zu frühstücken?« - entgegen zu schleudern.

Ich hob den Handschuh sanft und freundlich mit dem Worte: »Sicuro!« auf.

Eine kurze, tröstliche Bemerkung erlaube ich mir bei Gelegenheit des Wortes »Sicuro« zu Gunsten aller derjenigen einzuflechten, welche sich von dem Hesperischen Paradiese durch Unkenntniß der Sprache geschieden wähnen. Niemand wird ferner für italienischen Privat-Unterricht sein Reisegeld zu vergeuden brauchen, wenn er sich nur die Mühe geben will, mein Westen-Taschen-Wörterbuch, welches ich hier einschalte, und welches das der Academia della crusca vollkommen überflüssig macht, zu memoriren. Es ist das portativste von der Welt, und besteht nur aus drei Worten, von denen das eine, genau genommen, nicht einmal auf das Prädikat eines Wortes Anspruch machen darf; aber man kann mit ihnen bequemlichst von Sesto-Calende bis Agrigent auskommen. Die erste meiner Zauberformeln ist: »Sicuro«, anwendbar bei jeglicher Bejahung, bei Betheuerungen, als Signal des Einverständnisses, der Zufriedenheit. Die zweite, das leider nur zu nothwendige, monotone: »dimandate troppo!« Das dritte Halbwort besteht in einem tremulirenden, meckernden »Aeh!« Die vollständige Wortbedeutung dieses letzten Naturlautes anzugeben, ist schwierig, denn im Widerspiel des Schwertes, für welches die Araber zweihundert besondere Worte besitzen, oder der Schlange, für welche sie gar dreihundert haben, läßt das zitternde Espenlaubgleichbewegte Aeh! je nach seiner Betonung und mimischen Begleitung, zwei-, dreihundert verschiedene Erklärungen, und wohl noch mehrere zu. Es ist ein Hauptschlüssel, der zu jedem Schlosse paßt. Wer eine Frage nicht beantworten will, oder es nicht zu thun weiß, der beliebe nur ein trillerndes, wellenförmiges Aeh! hervorzugurgeln, und er kann sicher darauf rechnen, daß er sich dem Italiener vollkommen verständlich gemacht habe. Je öfter er nun obige drittheil Worte in die Konversation einflücht, desto mehr wird er sich bei dem Landesbewohner als einen in alle Feinheiten seiner Sprache Eingeweihten bekunden, und Vertrauen erwecken. Will er noch gar das Wörtlein »dunque« an das gegebene Register anschienen, so darf er sich mit dreister Stirn für einen Eingebornen ausgeben. Aber, wie gesagt, es ist rein überflüssig und eine Art von strafwürdiger Verschwendung – die zwei Worte und das halbe genügen für Fremde.

Ich war bei der Relation der beginnenden Feindseligkeiten so weit gekommen, wie ich dem anrückenden Feinde, noch ehe sich dieser im Schußbereich befand, ein Sicuro! gleichsam eine in der Elevation gerichtete Kugel, entgegenwarf. Während ich aus der Anfall-Pforte meines Wagens stieg, sandte ich dem Kanonenball noch einige Pistolenkugeln in der Frage: »Was habt Ihr vorrätbig?« nach.

Der feindliche Kreuzritter entwickelte sofort formidable Streitkräfte, welche in einem wohl eingeöhlten Zungen-Apparat bestanden, und hieß als Bundestruppen folgende Speisen oder wenigstens deren Namen auf mich anrücken: »Es giebt Zuppa con quarto cappone, manzo al salcraut (er mußte mir den Deutschen angesehen haben), carcioffi dorati, fegato di mongana, coteletta di mongana alla salsa d'alice, omeletta al zuccaro, albicocche, fromaggio fiore.« -

»Und an Weinen?«

»Nostrale bianca, bianco di Monte-Porzio, Orvieto.«- »Schon genug. Und wieviel« - denn ich glühte vor Begierde, das Weiße im Auge meines Gegners zu erblicken - »wieviel verlangt Ihr für genanntes Mittagbrot, wohl verstanden, mit Einschluß des Brotes?«

»Sieben Paoli.«

»Sieben Paoli?« wiederholte ich fragend, und brannte zugleich meinen zweiten Zwölfpfünder ab: »Dimendate troppo!«

»Wie? zuviel?« schnaubte der Kreuz-Cameriere. »Mit wieviel vermeint denn der Herr« - und alle Gerichte defilirten auf's Neue, wobei die Weinsorten als Hoboisten einen lustigen Kriegsmarsch aufspielten - »ein Diner, wie das genannte, bezahlen zu können?«

»Mit drei Paoli.«

Der feindliche Feldherr, welcher vom Wirbel bis zur Zeh in das Gewand der freilich schon etwas schwärzlich gewordenen Unschuld gewickelt war, replierte sich bei diesem unerwarteten Choc auf die Thürschwelle des Hauses, und verschwand, nachdem er mir noch zwei Congrevesche Raketen-Blicke zugeschleudert hatte, hinter sein befestigtes Lager, wohin ihm nachzusetzen ich jedoch weislich Bedenken trug.

Wenn ich nun gleich auf dem Schlachtfelde mein Bivouak bezog, und auf einer der Bänke trotzig meine Bajocco-Pfeife anglimmen durfte, so kannte ich dennoch die hinterlistige Taktik des Widersachers aus der ähnlichen seiner Mitbrüder zu genau, als daß ich nach diesem ersten, negativen Siege schon das Tedeum hätte anstimmen können. Wirklich zeigten sich auch schon in der

Nähe einige feindliche Plänker, welche - obwohl aus einer Art von Landsturm bestehend, von dem weder Blinde noch Lahme ausgeschlossen, vielmehr in denselben recht eigentlich eingeschlossen sind - dennoch ganz wohl geeignet waren, mir meinen schönen, schattigen Platz abzukämpfen. Mit wildem, mißtönigem Geschrei stürmten sie wie Opiumberauschte Spahis auf mich ein, und schwangen drohende Bettelstäbe und Rosenkränze, um meine Kriegs- und Reisekasse mir abzujagen.

Ich habe in diesem Abschnitt (kein nach Italien Reisender versäume es, ihn aus meinem vom Leihbibliothekar entnommenen Buche zu schneiden, um mit dieser Bouillon-Tafel von guten Lehren versehen, aller weitschweifigen Guides entrathen zu können), ich habe, sage ich, bereits einige Winke gegeben, wie der Fremde den Stellgarnen und Wolfsgruben der Vetturini entgehen könne; ich habe ihm einen kompendiöseren Manuel du voyageur als den der Madame Genlis in den angerathenen drittheil Worten verliehen; ich lehre ihn, wie er der Scylla der Camerieri entschlüpfen könne, und so möge er auch meine Bannformeln zur Beschwörung der Bettler-Charybdis beherzigen.

In der Lombardei und dem Königreich Venedig wird der zudringlichste Almosen-Einkassirer durch einen Augenwink, welcher mit einer raschen, seitwärts gewandten Kopfbewegung abgeblitzt wird, beschwichtigt; in Toskana genügt ein abwehrendes Schütteln mit ausgestrecktem Zeigefinger, um jenen von der Jagd auf die fremde Börse zurückzuschrecken. Der päpstliche Bettler beruhigt sich nur, wenn der florentinische Gestus von einem mürrischen: via! accompagnirt wird. Der Neapolitaner hingegen verlangt, um der abschläglichen Antwort gewiß zu seyn, daß der Reisende mit verwandter Hand unter das Kinn hervorstreiche, oder auch nur das letztere rasch hervorschleudere.

Wer meine approbirte Bettler-Verscheuchungs-Methode nicht goutirt, der versuche sich mit Geld loszukaufen - er wird ja sehen, wie weit er kommt.

Ich befand mich im Kirchenstaate, und schlug daher den linken Flügel jener Guerillas mit der Vogelscheuche eines sturmbewegten Zeigefingers, den rechten mit dem Quos ego! eines barschen via! in die Flucht.

<https://books.google.de/books?id=BYhUAAAAYAAJ&pg=PA136&dq=%22mein+Westen-Taschen-W%C3%B6rterbuch%22>

'Windmühlen', Intertexte, 2, Schiller

281:

**Ölbohrtürme ringsum. Frau Technik regte ihre mit Recht
sogenannten Tausendgelenkezugleich.**

"Tausendgelenkezugleich" spielt an auf die "hundert Gelenke
zugleich" in Schillers Ballade 'Der Taucher':

Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb michs um, ich konnte nicht widerstehen.

[...]

Und schauernd dacht ichs, da krochs heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,

Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Laß ich los der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben.

[...]

Da treibts ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

https://de.wikisource.org/wiki/Der_Taucher

https://de.wikipedia.org/wiki/Der_Taucher

Die Erhöhung auf 1000 Gelenke ist in der Literatur häufiger
zu finden, bes. in der 2. Hälfte des 19. Jh.s, z.B. bei Brehm
(Schlange, Ginsterkatze, Flughörnchen ohne erkennbaren Bezug
zu 'Windmühlen'), in einer Bismarck-Anekdote (Ekel vor Tausend-
füßen, gut passend zu 'Windmühlen', aber nicht in Schmidts
Bibliothek nachweisbar) oder im Zusammenhang mit Maschinen
(ebenfalls nicht Konkretes in Schmidts Bibliothek).

291:

»Geben Sie Gedankenfreiheit, Sire.« murmelte der Gestreifte

Schiller, 'Don Carlos', III, 10.

282:

Du wirst noch Knopflöcher machen

Anspielung auf Hans Falladas Roman 'Kleiner Mann - was nun?' (BVZ 365.1).

<https://www.projekt-gutenberg.org/fallada/kleinman/kleinman.html>

Zur Unfreiheit darin s. die Inhaltsangabe in der Wikipedia:

https://de.wikipedia.org/wiki/Kleiner_Mann_%E2%80%93_was_nun%3F

Die Redewendung "Der wird noch Knopflöcher machen!" bedeutet "der wird Augen machen", "der wird sich noch wundern". Die Stelle im Roman, die zu der Redewendung führt, lautet:

So läuft er, und als er in Alt-Moabit ist, ist die Uhr halb zwölf. Er sieht sich um, wo er wohl möglichst billig telefonieren kann, und geht dann doch in das nächste Lokal und bestellt eine Molle. Und er nimmt sich vor, die ganz langsam auszutrinken und dazu zwei Zigaretten zu rauchen. Und dann zu telefonieren. Denn dann ist die halbe Stunde bis Mitternacht um.

Aber ehe noch die Molle auf seinem Platz steht, springt er auf und läuft in die Telefonzelle. Den Groschen hat er schon in der Hand, siehe da, den Groschen hat er schon in der Hand, und er verlangt Moabit 8650.

Erst meldet sich eine Männerstimme, und Pinneberg verlangt das Entbindungsheim. Dann vergeht eine lange Weile, und eine Frauenstimme fragt: »Ja? Ist es Herr Pinneberg?«

»Ja, Schwester. Sagen Sie ...«

»Vor zwanzig Minuten. Alles ganz glatt gegangen. Kind gesund, Mutter gesund. Ich gratuliere.«

»Oh, das ist herrlich, Schwester, danke schön, Schwester, danke schön.«

Plötzlich ist Pinneberg strahlender Laune, ein Alp ist von ihm gewichen, er ist so froh. »Und nun sagen Sie mir, Schwester, was ist es? Ein Junge oder ein Mädchel?«

»Tut mir leid«, sagt die Schwester am anderen Ende der Strippe. »Tut mir leid, Herr Pinneberg, das darf ich Ihnen nicht sagen, das ist uns verboten.«

Pinneberg ist aus allen Wolken gefallen. »Aber wieso, Schwester? Ich bin doch der Vater, mir können Sie es doch sagen!«

»Ich darf nicht, Herr Pinneberg, das soll die Mutter dem Vater selbst sagen.«

»Ach so«, sagt Pinneberg und ist ganz klein vor so viel Vorsorge. »Darf ich denn jetzt gleich mal hinkommen?«

»I wo, was denken Sie! Der Arzt ist jetzt bei Ihrer Frau. Morgen früh um acht.«

Und damit hängt die Schwester ab, sagt schnell noch »Gute Nacht, Herr Pinneberg«, und hängt ab. Johannes Pinneberg aber tritt wie ein Träumender aus der Telefonzelle, und da er keine Ahnung hat, wo er ist, marschiert er schnurstracks durch das Lokal zur Straße und wäre fort gewesen, wenn ihn nicht der Kellner beim Arm genommen und gesagt hätte: »Hören Sie mal, junger Mann, Ihre Molle, die ist auch noch nicht bezahlt.«

Da wacht Pinneberg auf und sagt sehr höflich: »Ach, entschuldigen Sie bitte«, und setzt sich an seinen Tisch, nimmt einen Schluck aus dem Glas und sagt, als er sieht, daß ihn der Kellner immer noch böse anfunktelt: »Entschuldigen Sie bitte. Ich habe nämlich eben am Telefon erfahren, daß ich Vater geworden bin.«

»Au Backe!« sagt der Kellner. »Da kann einem auch vor Schreck die Spucke wegbleiben. Junge oder Mädchen?«

»Junge«, behauptet Pinneberg kühn, denn seine Unwissenheit kann er doch unmöglich zugeben.

»Na ja«, sagt der Kellner. »Immer, was am teuersten ist. Anders ist es ja gar nicht möglich.« Und dann wirft er noch einen Blick auf den gänzlich versunkenen Pinneberg und kapiert die Sachlage noch immer nicht und sagt: »Na, damit der Schaden nicht ganz so groß ist, will ich Ihnen die Molle schenken.«

Da erwacht Pinneberg wieder und sagt: »Im Gegenteil! Im Gegenteil!« Und legt ein Einmarkstück hin und sagt: »Es ist gut so!« Und stürzt hinaus.

Der Kellner aber starrt ihm nach, er begreift endlich. »So ein Dussel. Freut sich der Dussel wirklich! Der wird noch Knopflöcher machen!«

'Windmühlen', Intertexte, 4, Joyce/Mansfield

282:

He's so terribly unfein.

Katherine Mansfield schrieb am 15.1.1922 an Sydney Schiff, dass sie Joyce wohl unfair und pedantisch beurteile, aber sie könne nicht anders, denn er sei "so terribly unfein":

About Joyce, and my endeavour to be doubly fair to him because I have been perhaps unfair and captious. Oh, I can't get over a great great deal. I can't get over the feeling of wet linoleum and unemptied pails and far worse horrors in the house of his mind – He's so terribly *unfein*; that's what it amounts to. There is a tremendously strong impulse in me to beg him not to shock me!

Richard Ellmann: James Joyce (1959), S.791, Endnote 40.

'Windmühlen', Interbilder, 5, Freibad

283:

Das Becken, in das feuerrote Leitern führten, das übliche Rechteck, 50 mal 20; der einen Längsseite jedoch eine breite Spitze angesetzt: an der dergestalt neugewonnenen fünften Kurzseite der Hekatoncheir von Springturm; sodaß man gleichzeitig Kobolzschießen, und, daneben, auf 8 Bahnen wettstrampeln konnte

Das Freibad Hänigsen (= Frimmersen):



(Foto: Google Maps)

Startblöcke und Bademeisterhäuschen:



(Foto: Wikimedia Commons/Ulrich Goerdten)

Sprungturm:



(Foto: Wikimedia Commons/Ulrich Goerdten)

283:

der Hekatoncheir von Springturm

Meyers Großes Konversations-Lexikon, Bd. 9, S.130:

Hekatoncheiren (lat. Centimanen, »Hunderthändige«), in der griech. Mythologie drei Riesen mit 100 Armen und 50 Köpfen, Söhne des Uranos und der Gää, Ägäon oder Briareos, Kottos und Gyes (Gyges). Wegen ihrer Feindseligkeit von ihrem Vater im tiefsten Innern der Erde gefangen gehalten, wurden sie auf Gäas Rat von den olympischen Göttern zum Beistand gegen die Titanen aus ihrem Kerker geholt und nach dem Siege zu Wächtern der in den Tartaros geschleuderten Titanen gemacht.

Gegen die Unfreiheit des Willens kämpfen Götter selbst vergebens.

Gleichzeitig zeigt sich hier wieder die Ängstlichkeit des Erzählers, der in dem Sprungturm ein Ungeheuer sieht.

283:

Auf jedem Startklotz hockte seine Undine

In Fouqués 'Undine' muss sie am Ende ihre Pflicht erfüllen und Huldbrand töten, was sie durch einen Kuss tut.

Auch Elementargeister haben keinen freien Willen.

283:

Hei: hier von oben konnte man freilich nur <Ozean, Du Ungeheuer> murmeln! -

Die Formulierung "konnte man freilich nur" gilt sicher nicht für 'man', denn wem würde bei einem gewöhnlichen Freibad schon gleich ein Ungeheuer Ozean einfallen?

Es handelt sich hier um Rezas Arie 'Ozean, du Ungeheuer' aus Carl Maria von Webers Oper 'Oberon, König der Elfen', Text von James Robinson Planché nach Christoph Martin Wieland:

Ozean, du Ungeheuer! Schlangen gleich
Hältst du umschlungen rund die ganze Welt!
Dem Auge bist ein Anblick voll Größe du,
Wenn friedlich in des Morgens Licht du schläfst!
Doch wenn in Wut du dich erhebst, o Meer,
Und schlingst die Knoten um dein Opfer her,
Zermalmend das mächtige Schiff, als wär's ein Rohr,
Dann, Ozean, stellst du ein Schreckbild dar. -

Rezia hat Schiffbruch erlitten und ist auf einem einsamen Eiland mitten im sturmbewegten Ozean gestrandet. Der Erzähler dagegen steht bequem vor einem winzigen künstlichen Tümpel mitten in einer gefahrlosen Landmasse, hat also eigentlich keinen Grund, ein Ungeheuer zu assoziieren. Seine Angst vor dem Wasser muss groß sein.

Eine ähnliche Umkehrung der Verhältnisse findet sich später auf S.287: "An Bord Alles wohl" fällt ihm im Zusammenhang mit seiner Luftaufnahme-Postkarte ein, als ob er sie von einem Schiff im Ozean verschicken würde.

'Windmühlen', Intertexte, 8, Pop und Politisches

284:

**und gleich darauf entstand Musik über'm Gelände,
Tä=Tä & Bumm=Bumm (Bhumibhol & Sirikit);**

'Windmühlen' entstand im August 1960. Ende Juli/Anfang August 1960 war das thailändische Königspaar Bhumibhol und Sirikit auf Staatsbesuch in Deutschland. Das "Tä=Tä & Bumm=Bumm" erinnert an das bei Staatsbesuchen übliche Empfangszeremoniell mit Blaskapelle. Das gehört zum Protokoll, also den im diplomatischen Verkehr gebräuchlichen Formen und Regeln. Die weniger regenbogige Presse berichtete über diesen Besuch hauptsächlich wegen Änderungen des Protokolls, die der damalige Bundessauerländer Heinrich Lübke vorgenommen hatte. Deren wichtigste bestand darin, dass künftig weitere fünfzig Abgeordnete mit ihren Frauen auf die Einladungsliste kamen, weil sie zu Veranstaltungen mit solchen politisch nicht sonderlich bedeutsamen Gästen nicht in genügend großer Zahl antanzten.

284:

**und dann dröhnte ein jovialer Baß: »Der rote Reiter von Texas
macht wieder mal Ordnung im Land.«**

Ralf Paulsen und die Carawells mit dem Orchester Erich Werner:
'Der Rote Reiter von Texas' (1959), Cowboy-Ballade von Heinz Hellmer und Karl Götz; Neueinsteiger der deutschen Single Charts vom Januar 1960 (erschieden am 15.2.1960) auf Platz 59; acht Wochen in den Charts; beste Notierung Platz 49 in den KW 9 bis 13 (März).

Einer der damals infolge der amerikanischen Besatzung populären Wildwest-Schlager mit den Themen Law-and-Order und Selbstjustiz. Der Text der Ballade ist im Internet nicht zu finden, mit etwas gründlicherer Suche aber der Hit selbst. Der ostberliner 'Eulenspiegel' berichtete damals darüber:

Damit nun niemand sagen kann, nur das Böse fände seinen Ruhm, galoppiert "Der rote Reiter von Texas" durch das Angebot. Er räumt mächtig unter den Gaunern auf, Detektiv und Scharfrichter in einer Person: "Ohne Gnade schlägt er zu / und sein Schuß trifft den Betrüger / und dann gibt es wieder Ruh". Über den kleinen Schönheitsfehler, daß bewußten roten Reiter "bis heute keiner erkannt" hat, sieht man großzügig hinweg, wird doch versichert, daß er "Ordnung schafft im Land!"

Die B-Seite der Single brachte den Foxtrott 'Zwei Freunde zogen in die Welt' (!).

288:

Der Gestreifte tastete nach der Anstecknadel an seinem Mantelaufschlag, MACHT DAS TOR AUF!

Die Operation "Macht das [Brandenburger] Tor auf!" des 'überparteilichen' Kuratoriums 'Unenteilbares Deutschland', die im Februar 1959 mit einem von Präsident Heuss, Kanzler Adenauer und 67 weiteren Trägern bundesrepublikanischer Würde und Wichtigkeit unterzeichneten Spendenaufruf startete und von Prominenten wie Max Schmeling und Axel Springer werbemäßig unterstützt wurde. Für Zwanzig-Pfennig-Spenden erhielt man ein Miniatur-Brandenburger-Tor als Anstecknadel. Die Einnahmen deckten gerade so die Kosten, es handelte sich also um reine Propaganda. Von der 'Spende' hatte niemand etwas.

Siehe 'Freiheit e.V.' in 'Der Spiegel' vom 4.2.1959:

<https://www.spiegel.de/politik/freiheit-e-v-a-26749177-0002-0001-0000-000042624033>

289:

Und wir schoben die Unterlippen vor, und nickten uns anerkennend zu: Die würde ma gut werden! (Wenn wir längst am Stock gingen; <Es wird a Wein=sein>.)

'Es wird a Wein sein ('s wird schöne Maderln geb' n)', Wiener Lied von Josef Hornig (Text) und Ludwig Gruber (Musik) aus dem Jahr 1896; sehr populär im 20. Jh. durch Interpreten wie Willi Forst, Hans Moser & Paul Hörbiger. Message: Altersangst; deshalb genieße das Leben und vor allem die schönen Maderln, solange es geht.

<https://www.youtube.com/watch?v=tfUIFsc4y1c>

Refrain:

Hollodaro! Hollodaro!

Es wird a Wein sein, und mir wer'n nimmer sein,
D'rum g'niaß ma 's Leb'n so lang's uns g'freut.

'S wird schöne Maderln geb'n, und wir werd'n nimmer leb'n,
D'rum greif ma zua, g'rad is's no Zeit.

Laut Peter Altenberg (1908) das beste Wienerlied, wo gibt.

286f.:

ein Nobile übrigens, ein sehr kultivierter Mann, der Beiträge in historische Fachzeitschriften lieferte. Was war gleich seine letzte Arbeit gewesen? -: der Nachweis, daß ein Papst, ich glaube Alexander der Siebente, mit dem gleichzeitigen türkischen Sultan, Mohammed dem Soundsovielten, verwandt gewesen sei.« Die Aufnahme dieser gelehrten Notiz war eine geteilte; ich beschloß, im Stillen, nachzusehen; Richard zuckte bedenklich die Achseln; nur der Bademeister nickte bitter, und bemerkte, er zweifele nicht daran. (Immerhin: gab es nicht in Frankfurt glaub'ich, noch heut die Firma TÜRK & PABST? Schon fielen mir Sardellenpasten ein, samt Krabben in Gelée, und lauter so'che sem'jen Sachen.)

1. Über den Titel 'Nobile', den der Gestreifte hier so achtungsvoll nennt, schreibt Gaudy in 'Die Brenta-Blume' (in Schmidts damaliger Ausgabe direkt vor 'Die Maske', s.o.):

ein Vicentiner Nobile (dort ist nämlich jedermann Graf oder wenigstens von Adel)

<https://books.google.de/books?id=jF4WAAAAYAAJ&pg=RA3-PA146&dq=%22Vicentiner+Nobile%22+%22Jedermann+Graf%22>

2. Die Verwandtschaft von Papst und Sultan war lange strittig. Arno Schmidt fand dazu im 'Redactions-Telephon' des 'Deutschen Hausschatzes', Jg.5, S.160:



<https://www.karl-may-gesellschaft.de/kmg/primlit/zeitschriften/hausschatz/05-1878-79/index.php?seite=160>

3. Der Erzähler assoziiert zu dieser Geschichte von der Verwandtschaft zwischen türkischem Sultan und Papst die Feinkostfirma TÜRK & PABST (vor dem Krieg in Frankfurt), und kann sich dann der aufkommenden Gedanken an all diese feine Kost nicht erwehren.

Die Firma TÜRK & PABST ist im Literaturbetrieb dadurch in Erscheinung getreten, dass sie sich Werbeslogans von Joachim Ringelnatz dichten ließ, der ein Bekannter des Herrn Pabst war:

Wie und was Du gibst und gabst,
Wird entsprechend Früchte tragen.
Für die Zunge und den Magen
Schenke Feinkost Türk & Pabst.

Die Sorgen kommen sowieso,
Sag "Türk & Pabst" und iß dich froh.

Joachim Ringelnatz: 'Für die Feinkostfabrik Türk & Pabst' (1933)

Ringelnatz brauchte solche Aufträge, da ihm die Nazis 1933 Auftrittsverbot erteilten.

286:

**Und polizeifromme Gesinnungsheuchler schlichen überall
grauhaarig umher;**

1960 legte sich Schmidt "den Soergel", 'Dichtung und Dichter der Zeit', zu (BVZ 446). Darin geht Albert Soergel ab S. 29 ein auf 'München und die neue Kunst' in den 1880ern und auf Michael Georg Conrad mit seiner Zeitschrift 'Die Gesellschaft. Realistische Wochenschrift für Litteratur, Kunst und öffentliches Leben'. Soergel bildet die erste Seite der programmatischen ersten Ausgabe ab und zitiert S.34 aus den 'Spitzen'

gegen die Familienblattliteratur im allgemeinen, eine mehr versteckte gegen die Kunst der Vornehmheit - die Kunst Heyses. Sie greift folgender Absatz an:

"Unsere 'Gesellschaft' wird sich bestreben, jene echte, natürliche, deutsche Vornehmheit zu pflegen, welche in der Reinlichkeit des Denkens, in der Kraft des Empfindens und in der Lauterkeit und Offenheit der Sprache wurzelt, dagegen jene heute so gepriesene falsche Vornehmheit bekämpfen, welche aus den einschläfernd und verdummend wirkenden Denk- und Gefühlsweisen der höheren Kinderstuben, der pedantischen Bildungsschwätzer und der polizeifrommen Gesinnungsheuchler herausgezüchtet worden ist."

Soweit das Programm, das Wollen. Die 'Realität' sah dann etwas anders aus:

Und die Jungen! Wie klar erscheint ihr Wollen, wie zerfahren ist ihre Schar, in der nur die Gegner eine feste Masse sahen! Wie ist morgen Feind, der heute Freund war!

usw., Soergel, ebd.

291:

»... und dennoch sagt der viel, der ‹Abend› sagt.«

Auch dieses Zitat aus Hugo von Hofmannsthals 'Ballade des äußeren Lebens' fand Schmidt im Soergel, S.517f. Sie ist hier von Bedeutung aufgrund der Wirkung, die sie auf Soergel ausübte, bzw. laut ihm auf alle Leser ausübt:

Von der Beziehungstiefe oder Beziehungslosigkeit der Menschen und Dinge reden die seltsam ängstigenden Verse der "Ballade des äußeren Lebens".

Und Kinder wachsen auf mit tiefen Augen,
Die von nichts wissen, wachsen auf und sterben,
Und alle Menschen gehen ihre Wege.

Und süße Früchte werden aus den herben
Und fallen nachts wie tote Vögel nieder
Und liegen wenig Tage und verderben.

Und immer weht der Wind, und immer wieder
Vernehmen wir und reden viele Worte
Und spüren Lust und Müdigkeit der Glieder.

Und Straßen laufen durch das Gras, und Orte
Sind da und dort, voll Fackeln, Bäumen, Teichen,
Und drohende, und totenhaft verdorrte ...

Wozu sind diese aufgebaut? und gleichen
Einander nie? und sind unzählig viele?
Was wechselt Lachen, Weinen und Erbleichen?

Was frommt das alles uns und diese Spiele,
Die wir doch groß und ewig einsam sind
Und wandernd nimmer suchen irgend Ziele?

Was frommts, dergleichen viel gesehen haben?
Und dennoch sagt der viel, der »Abend« sagt,
Ein Wort, daraus Tiefsinn und Trauer rinnt

wie schwerer Honig aus den hohlen Waben.

Man sieht: Hofmannsthal liebt die rätselhaft dunklen Empfindungen. Ein Hauch von Tod und Leben, sagt er einmal in dem "Gespräch über Gedichte", müßte aus einem Gedicht zu uns herschweben, "eine Ahnung des Blühens, ein Schauder des Verwesens, ein Jetzt, ein Hier und zugleich ein Jenseits, ein ungeheures Jenseits. Jedes vollkommene Gedicht ist Ahnung und Gegenwart, Sehnsucht und Erfüllung zugleich".

286:

(Und polizeifromme Gesinnungsheuchler schlichen überall grauhaarig umher; und machten, sub specie professoritatis, Farbaufnahmen mit der Rolleicord.)

Das "sub specie professoritatis" (unter dem Gesichtspunkt des Professorentums) findet man gegen Ende von Karl Eugen Neumanns Vorrede zum dritten Band seiner Übersetzung der Reden Gotamo Buddhos (BVZ 763, S.X-XIV) in einer Sammlung von Beispielen, auf welche vielfältige Arten die Menschen sich blauen Dunst vormachen:

Es wäre lohnend nun auf wichtigere Einzelheiten von Form und Gehalt auch dieser letzten fünf Bücher näher einzugehen: etwa auf die vedischen Grundlagen, wie sie z.B. in der hundertzwanzigsten und hundertvierzigsten Rede offenzutage treten; oder auf die unverkennbare geistige Verwandtschaft mit dem ewigen Griechentume; oder auf die zahlreichen Urbilder zu unseren eigenen Kunstwerken aus tüchtiger Zeit, dann zur transscendentalen Philosophie, also recht eigentlich zu Schopenhauer, dessen Gedanken in den Hauptzügen wirklich erst die letzte Vollendung erfahren, e.g. in der Lehre vom vollkommenen Wohlbefinden bei Lebzeiten, und wieder über den klassischen Selbstmord, hundertvierzigste Rede, passim, bzw. hundertvierundvierzigste in fine; oder auf die so tiefe Einmüthigkeit mit unseren besten Illuministen, die keine Mystiker sind, insbesondere mit San Francesco und Meister Eckhart, wie etwa im hundertfünfundvierzigsten Gespräch; oder auf den donquijoteschen Humor gar mancher Gleichnisse, wie zumal im hundertsechszwanzigsten Bericht; oder auch auf nebensächliche Ergebnisse, wie z.Th. die geschichtliche Ableitung der Christologie aus dem hundertdreiundzwanzigsten, der Thebais aus dem hundertvierundzwanzigsten Stücke, ferner auf beiläufig entdeckbare Sruti-Spuren im Lao: alles Dinge von ziemlichem Gewichte zwar, deren Fächung aber dem bloßen Übersetzer kaum zukommen, vielmehr den Berufenen als reiche Mahd hinterlassen bleiben kann. Sind doch über die Blüte und Frucht einiger Jahrzehnte nahezu dritthalb Jahrtausende des Verfalls, der Zerstörung und üppig aufschießender Verwilderung dahingegangen bis aus dem Schutte die verborgen fortkeimenden ungewöhnlichen

Gedanken unserer Texte nach und nach wieder dem entgegenreißenden Verständnis erschlossen werden. Dieses Verständnis leise fördern und anbauen und nur gelegentlich obenhin, wie von den Trümmern der Zinne, auch auf historische Kuriositäten, Paritäten, Quidditäten etc. herabdeuten wird noch lange Zeiten hindurch der bescheidene Zweck philologischer Arbeit sein.

Nicht als ob es gälte späterhin Sendboten heranzubilden, den Erdball rings zu bekehren und, wenn es hoch kommt, noch ein paar Planeten dazu. Es müßte ja für die meisten empfindsamen Gemüter eine arge Aussicht sein, wenn this goodly frame, the earth, wie Hamlet bewundernd sagt, veröden und – o Graus – aussterben, etwa in ein far niente der Ewigkeit, um einen Ausdruck Jean Pauls zu gebrauchen, einmünden sollte, so da alle Menschen veritable Buddhisten, d.h. leibhaftige Heilige, würden: ein schnackischer Angstschrei, den man hin und wieder, nicht in Indien, vernimmt; oder wie unser Poeta poetarum mit lächelndem Auge spricht:

If all were minded so, the times should cease,
And threescore years would make the world away.

Davor brauchen wir, verehrte Anwesende, keine Furcht zu haben. Die buddhistische Lehre wird ihrer außerordentlichen Dichte wegen in Wirklichkeit immer doch nur einer kleinen Schaar, immer nur einem oder dem anderen abseit gegründeten, ungeselligen, beharrlichen Erzgrübler nicht undurchdringlich erscheinen, nicht lästig und beschwerlich fallen. Die Hunderte und die Tausende werden sich nach wie vor zu eigener und fremder Aufklärung mit den astralen Weltproblemen weiterbeschäftigen, die himmlischen Progressionen zu berechnen suchen, das Ewige und das Zeitliche trennen und versöhnen, Freiheit und Nothwendigkeit scheiden und verbinden, Geheimwissenschaft und Gemeinnützigkeit enträtseln und verhäkeln, ganze Realität und halbe Evolution oder umgekehrte Ethik und Ästhetik sowie Kulturpragmatik und Religionsphilosophie SUB SPECIE PROFESSORITATIS und verwandte allerangelegentlichste Fragen, sabbasamukkamsika pañha, behandeln und festzustellen hoffen »Dies nur ist Wahrheit, Unsinn anderes«, wie eben die gewöhnlichen Meister und Altmeister, Büsser und Pilger, Asketen und Priester schon zu Gotamos Zeiten je nach ihrer Art behauptet, gelehrt, bewiesen, erläutert und ausgelegt haben; von den Hunderttausenden nicht zu reden, denen die heiligen Fußspuren, Knochen, Zähne, Nägel, Hostien, Fetische, Inkarnationen, Folklorisie-

rungen usw. ungekränkt überlassen seien: und auch nicht von den Dutzenden, denen Abrakadabrahuitzilopochtligelehrsamkeit und Beckmesserpoesie, oder blaublumige Düfte und faselnde Flöten schon genügen. An einzelne wenige aber, die mit den mehr oder minder spröden oder mürben Allotria nicht recht umzugehn wissen, denen unsere eigenartige Dichte allmählich ohne Beschwer vertrauter wird, sogar anziehend, einladend, wie beim gediegenen Golde von selbst verständlich erscheint, oder wie dem Grafen Russell seine dreißig Jahre inniger Lauterkeit an den höchsten Gipfeln der Pyrenæen, ist heute wie einst ein oft wiederholter Nachhall im vorletzten Buche, der Spruch vom »Stillen Denker« gerichtet.

<https://www.projekt-gutenberg.org/neumannk/buddho3/chap001.html>

288:

ich hab' allen Ernstes erwogen, Buddhist zu werden

Der Buddhismus verneint die Willensfreiheit.

286:

1 Walküre? : Wo?! - (Tatsächlich; das war das schwächste Wort für die Figur!). Wir sahen Alle längere Zeit zu, wie sie heransschritt, im altertümlich weit & breiten Badeanzug; schon jetzt hörte man ihre Brust vor Anstrengung kochen. Der Bademeister sah gleich betroffen nach, welches Maximum an Gewandung in der Badeanstalt Frimmersen noch erlaubt sei; (verglich auch mehrfach, von drinnen, den Zeigefinger auf der betreffenden Zeile seiner Dienstanweisung an der Wand); und kam, achselzuckend, zurück

Das 'Maximum an Gewandung' ist natürlich ein Scherz Arno Schmidts; der Bademeister hält offensichtlich auch "ephemer=doofste Gesetze" für möglich und ist auch bereit, ihnen "zu gehorsamen" (BA 1/4, S.18). Erklärlicher wäre ja in einem Freibad bei den damals geltenden 50er-Jahre-Gesetzen für Sitte & Anstand wie auch Zucht & Ordnung eine Vorschrift für ein "Minimum an Gewandung".

Genau diese Formulierung gibt es in der Literatur auch, und zwar in Joseph Victor von Scheffels 'Episteln' in dem von Arno Schmidt sehr geschätzten 'Gedenkbuch über stattgehabte Einlagerung auf Castell Toblino im Tridentinischen' im fünften Abschnitt, 'Von beginnender Wiedergenesung und vom Ponal'. Es geht im Umfeld der zitierten Stelle um Gesetze des Anstands und Gesetzesunterschiede zwischen Ländern:

Joseph Victor von Scheffel und der Maler Anselm Feuerbach befanden sich im Juli/August 1855 auf einer Italienreise in Venedig. Aber dort wütete die Cholera und zwang die beiden Freunde, die Stadt schleunigst zu verlassen und über den Gardasee nach dem Castell Toblino zu wandern.

Und wie wir des andern Morgens mit dem Haussohn des Giardino in stattlichem Kahn hinausruderten in die wundersam blaue Flut, da kam's über uns, als hätten wir einen langen BÖSEN TRAUM geträumt und kämen itzt erst nach Italien, und wir warfen uns in die läuternde Woge und plätscherten angesichts der schauerlich hohen, schöngezackten Berge und der mit wahrhafter Frechheit in die schwindelnde Höhe hineingehauenen Felsstraße mit fischhaftem Behagen umher. Und die Sonne war so

warm und die Ufer so unnahbar und die Kultur so fern, daß wir, wieder eingestiegen ins Schiff, gar keine Anstalten machten, unsere Toilette auf das Niveau europäischer Verhältnisse zurückzuführen. Und fuhr von dannen, ich im Hemd, Unterhosen und Stiefeln, der Meister Anselm lediglich im Hemd, der Haussohn des Giardino aber, wie ihn die Natur erschaffen. Und wiewohl er noch ein gar junger, tölpelhafter 17jähriger filius familias war, so waren doch schon gewisse Entwicklungen sehr stark und hausknechtsmäßig an ihm vor sich gegangen, also daß es eines kolossalen Feigenblatts bedurft hätte, ihn für einen Antikensaal zu kostümieren. Da wir jedoch der Ansicht waren, daß ihm als Landeseingeborenem zukommen müsse zu wissen, wie weit das MINIMUM AN GEWANDUNG bei einer Fahrt auf dem Garda herabgestimmt werden dürfe, so unterließen wir, ihm Bemerkungen über die Gesetze des Anstands zu machen, und ließen ihn in seiner grande tenue gewähren. Und wie sich in Italien so vieles von selbst macht, ohne daß es planmäßig vorgesehen wird, so ruderten wir, statt nach Hause, vorwärts längs dem felsumdämmten Ufer. An einem kleinen gestrüppbewachsenen Abhang stand ein behauener Stein wie ein Meilenzeiger. Weil nirgendwo Gelegenheit eines Weges ersichtlich, befragte ich, was der Stein bedeute. – »Von dort an,« sprach der nackte Haussohn und deutete südwärts, »darf man Singvögel fangen und totschießen, bis hierher ist's streng verboten.«

»Warum das?« fragte ich weiter. »Weil hier die Grenze zwischen Deutschland und Italien ist,« sprach er. Ich dachte an das Schicksal so manches deutschen Poeten, und fand es sonderbar, daß man es hierlands als Kennzeichen Deutschlands betrachte, daß auf deutschem Boden die Singvögel *nicht* gefangen werden dürfen ...

Joseph Victor von Scheffel: Werke [BVZ 293]. Hrsg. von Edmund von Sallwürk. 3 Bände. Leipzig, Ph. Reclam jun., [1917]. Bd.3, S.349f.

<https://www.projekt-gutenberg.org/scheffel/episteln/chap027.html>

290:

... erinner' mich nachher ma, Eugen: den einen, von dem Kutscher, der sich bei seinem Herren wieder einschmeicheln wollte, muß ich Dir erzählen.

Diese Ankündigung einer Erzählung dieses Inhalts stammt ebenfalls aus dem genannten Werk Josef Victor von Scheffels, und zwar aus dem zweiten Abschnitt, 'Von der letzten in Venedig zugebrachten Nacht', in der man sich gegenseitig Geschichten erzählt:

Aber es wurde noch unendlich mehr erzählt, und war mir auffallend, dieselbe Erscheinung zu beobachten, die mich bei den Märchen von 1001 Nacht wie bei Boccaccios Novellen schon zum Nachdenken veranlaßt ... daß nämlich im Lauf des Erzählens die Geschichten immer saftiger und der Tabak immer stärker wird. Und wurde mit zunehmender Schwüle und Schnakenbedrängnis ein so klingender Glockenton angeschlagen, daß alles, was in den Archiven des Engeren zu Heidelberg über verwandte Fächer aufbewahrt liegt, zu puritanischem Choralgesang zusammenschrumpft, was ich seinerzeit mit einer GESCHICHTE VON EINEM KUTSCHER, DER SICH BEI SEINEM HERRN WIEDER EINSCHMEICHELN WOLLTE und a.m. darzutun mich getraue ... Ob nun diese Wendung in der Tonweise des Erzählens, die ganz organisch und sozusagen von selbst eintrat, mit demselben Gesetz zusammenhängt, was auch der Völkerentwicklung zu Grund liegt, daß nämlich vor dem Ende notwendig der Verfall kommen muß ... darüber ward ich nicht klar! -

Ebd., S.342.

Das Thema von 'Windmühlen', die Unfreiheit des Willens, geht aus dem angedeutete Inhalt der nicht erzählten Geschichte hervor.

<https://www.projekt-gutenberg.org/scheffel/episteln/chap024.html>

281:

Und mehr BÖSE TRÄUME aus Zement & Glas, und Nickel & Schwarzbakelit.

287:

»Luther hat übrigens auch ma befohlen, ein zweijähriges Kind in die Zwickauer Mulde zu werfen; weil er es für ein <Teufelskind> hielt.« sagte der Bademeister nachdenklich

Diese Information hatte Schmidt aus Wolfgang Menzels 'Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit'. Stuttgart: Krabbe 1858-1859 (BVZ 261.2). Bd.2, S.146f. Es geht dort unter dem Titel 'Das Hereinragen der Hölle in die deutsche Dichtung' um das Wiedererstarken des Teufelsglaubens in der Reformation und dessen Folgen:

Es war kein Zufall, daß seit dem 15. Jahrhundert der vorher viel mehr versteckte Teufel bald hier, bald da und endlich überall zum Vorschein kam. Die heilige Lampe brannte trüb im Hause Gottes, und die Dämmerung begünstigte das Hereinragen jenes Wesens aus der tiefsten Finsterniß. Natürlicherweise war es nur eine Kinderfurcht, eine Vorspiegelung der Angst, wie sie der böse Knabe empfindet, wenn er sich im Dunkeln allein gelassen sieht von der erzürnten Mutter. Das ganze Hexenwesen war natürlicherweise NUR EIN BÖSER TRAUM, wie viel tausend Menschenleben es auch kostete. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts bewährte natürlicherweise ihren Gegenzauber und heilte die besessene Menschheit ganz einfach dadurch, daß sie nicht mehr an den Teufel glaubte. Aber der Teufel ist, wie man zu sagen pflegt, ein Schelm. Er geht, wenn er mißfällt, und kommt in gefälligerer Gestalt wieder. Faust entsetzte sich an dem nilpferdartigen Ungeheuer, hieß es aber nur in etwas eleganterem Costüm wiederkommen. Hat es die aufgeklärte Menschheit anders gemacht als Faust?

Wir kommen mit der bequemen Art, wie man heute bei Nennung des Teufels lächelt, nicht über die geschichtliche Thatsache hinüber, daß er vom 16. bis 18. Jahrhundert die Phantasie der Menschen beherrscht hat. Sei es auch nur die Phantasie gewesen, warum konnte sie sich von seinem entsetzlichen Bilde

nicht losreißen? Ich glaube, es läßt sich nur auf eine Art erklären. Die Gottentfremdung war noch neu; das Band, das die Kirche um die Seelen geschlungen, war zu innig, als daß sein plötzliche Abreißen nicht mächtige Störungen in der Seele hätte herbeiführen müssen. War es Scheu, war es Trotz, war es Angst, war es Muthwille – da wo Gottes Bild erloschen, rief die Seele mit einer Art von Nothwendigkeit sich jenes Gegenbild hervor. Die Möglichkeit, dem Bösen anheimzufallen, stellte sich plötzlich in gräßlicher Nähe denen vor Augen, die bisher im Mutterschooß der Kirche sicher geschlummert hatten. Kaum hatte Luther die schöne Maria und alle Heiligen aus der Kirche hinausgetrieben, so spie ihm die Hölle alle ihre Mißgestalten entgegen, daß er Teufel sah auf allen Dächern, daß er auf der Wartburg das Dintenfaß nach ihnen warf, und er ein zweijähriges Kind in die Mulde zu werfen befahl, weil er es für ein Teufelskind hielt. Luthers Werke, Halle 1743. XXII. 1171.

Schon vor Luther hatte sich in der schuldbeladenen katholischen Welt das böse Gewissen in einer neuen, nie vorher so arg grassirenden Teufelsangst geregt und zu Verfolgung der Hexen angetrieben. In der Leidenschaft derer, welche die alte Kirche zerstörten, lag auch etwas von bösem Gewissen. In dem gallenbittern Hasse beider Parteien nistete sich immer behaglicher das böse Princip ein und beide wetteiferten im Herumschlagen mit Teufelsgespensern und in immer gräßlicheren, immer zahlreicheren Hexenprozessen.

Der reichen poetischen Flora, die auf dem Grunde des Glaubens gedieh, wie wir sie im dritten Buche kennen gelernt haben, trat daher am Ausgang des Mittelalters und im Reformationszeitalter eine vom Teufel besessene Dichtung entgegen. Die alte Gottesminne verwandelte sich in Teufelsminne, denn die in ihrem Glauben gestörte und geirrte Welt wurde nicht bloß von einer entsetzlichen Furcht vor dem Teufel angesteckt, sondern entbrannte auch im wahnsinnigen Gelüste, mit des Teufels Hülfe alle Arten irdischen Glücks zu gewinnen.

Die uralten, noch im Volke lebenden Erinnerungen aus dem deutschen Heidenthum mischten sich in dieses Teufels- und Zauberwesen ein, aber in entsetzlicher Verzerrung. Von der Milde und Klarheit, von der Herzensgüte und Gemüthlichkeit der Riesen- und Elbenmärchen blieb keine Spur mehr übrig. Alles verfinsterte und verbitterte sich zur Teufelei. Dazu gesellte sich der ganze, durch die Humanisten wieder aufgewärmte, Aberglaube der späteren Römerzeit und der gelehrten Muhamedaner, deren magische Künste von Spanien und Süditalien aus in unsere

Universitätsgelehrsamkeit eindringen.

Die Literaturhistoriker haben bisher versäumt, die betreffenden Dichtungen in ein Gesamtbild unter dem richtigen Gesichtspunkt zusammenzufassen, als poetische Spiegelung des vom Dämon besessenen Zeitalters überhaupt. Sie bilden eine Masse, die nothwendig zusammengehört. Der in ihnen ausgeprägte Geist übte zwei Jahrhunderte hindurch den größten Einfluß im gesammten Volke. Auch ist, der rohen Form ungeachtet, mehr Poesie in ihnen, als in den Ausläufern des Meistergesangs und den Anfängen der Renaissance, zwischen welchen sie in Verbindung mit den Schwänken die Mitte einnehmen. Zwischen ihnen und den Schwänken besteht eine eigenthümliche Wahlverwandschaft. Beide sind aus dem Zerfall des Glaubens hervorgegangen, der Spottgeist wie die Teufelsangst und Teufelssucht. Auch greifen sie in einander über.

<https://books.google.de/books?id=l0CAH-CZDn8C&pg=PA147&dq=%22zweij%C3%A4hriges+Kind+in+die+Mulde+zu+werfen+befahl%22>

289:

Der Knabe hechtete todesverachtend; (Von der Freiheit eines Kristenmenschen); jaja);

Luthers Denkschrift 'Von der Freiheit eines Christenmenschen' "weist in dem unmittelbaren Verhältnis, in dem der an Christus Gläubige zu Gott steht, den tiefsten Grund seiner Ruhe und Seligkeit nach", es geht nur um "Freiheit in Christus", nicht darum, was ein Christ darf, sondern eher was er nicht darf. Die gemeinte Freiheit ist kein Zustand, sondern lediglich die "ein für allemal geschenkte Möglichkeit, immer neu mit Christus vom Tod zum Leben, von der Befangenheit im Bösen zur Freiheit der Kinder Gottes hinüberzugehen".

Als die leibeigenen Bauern der Zeit "Freiheit" auf ihre weltliche Lebenssituation bezogen, korrigierte Luther auch gleich, er habe das rein theologisch gemeint.

In unsere heutige Sprache übersetzt und aller theologischen Spitzfindigkeiten entkleidet war die durch und durch katholische Message der Denkschrift: "Ein Christ muss den HErn preisen, so viel er kann; ansonsten hat er zu arbeiten und hält gefälligst das Maul."

Links:

Über 'Von der Freiheit eines Christenmenschen':

https://de.wikipedia.org/wiki/Von_der_Freiheit_eines_Christenmenschen

<http://www.zeno.org/Meyers-1905/A/Luther+%5B1%5D>

Menzels 'Deutsche Dichtung' auf gasl.org:

http://www.gasl.org/refbib/Menzel__Deutsche_Dichtung_1.pdf

http://www.gasl.org/refbib/Menzel__Deutsche_Dichtung_2.pdf

http://www.gasl.org/refbib/Menzel__Deutsche_Dichtung_3.pdf

'Windmühlen', Intertexte, 14, Wagner

287:

(hatte sich also auch theoretisch mit seinem Beruf beschäftigt, nachgelesen, zweifellos in den Wintermonaten, <wenn Bad & Turm mir eingeschneit>.)

Anspielung auf Richard Wagners Oper 'Die Meistersinger von Nürnberg':

Am stillen Herd in Winterszeit,
wann Burg und Hof mir eingeschneit

Walther von Stolzing möchte Meistersinger werden und stellt sich einem Probegefang, bei dem sein Konkurrent Sixtus Beckmesser die Beurteiler davon überzeugt, dass er "versungen" habe. Da nutzt Walther sein ganzes lieb(end)es Wollen nichts:

KOTHNER.

Drum nun frag ich zur Stell:
welch Meisters seid Ihr Gesell?

WALTHER.

Am stillen Herd in Winterszeit,
wann Burg und Hof mir eingeschneit, -
wie einst der Lenz so lieblich lacht,
und wie er bald wohl neu erwacht, -
ein altes Buch, vom Ahn vermacht,
gab das mir oft zu lesen:
Herr Walther von der Vogelweid,
der ist mein Meister gewesen.

SACHS.

Ein guter Meister!

BECKMESSER.

Doch lang schon tot,
wie lehrt ihn der wohl der Regeln Gebot?

KOTHNER.

Doch in welcher Schul das Singen
mocht Euch zu lernen gelingen?

WALTHER.

Wann dann die Flur vom Frost befreit,
und wiederkehrt die Sommerszeit,
was einst in langer Winternacht
das alte Buch mir kund gemacht,

das schallte laut in Waldes Pracht,
das hört ich hell erklingen:
im Wald dort auf der Vogelweid
da lernt ich auch das Singen.

BECKMESSER.

Oho! Von Finken und Meisen
lerntet Ihr Meisterweisen?
Das wird denn wohl auch darnach sein!

289:

»Voriges Jahr komm'ich mit mei'm Koffer in die Gaststube rein - da sitzen an den Tischen 10 Herren in schwarzen Anzügen, still wie Geister. : Ich hab' auf die Uhr gekuckt: in der Viertelstunde, wo ich mit dem Wirt verhandelte, hat Keiner auch nur 1 Sterbenswörtchen gesprochen; kein Laut nichts; ich dachte, ich wär' schon tot!« »Schachspieler?«, erkundigte der Gestreifte sich träge.

und 290:

von rechts=drinnen alle halben Stunden 1 intensiv=leises <au roi!>

Diese Stellen basieren auf einer Episode aus August Heinrich Julius Lafontaines Roman 'Der Sonderling':

Ludwig Burchard wird im Wesentlichen von seinem Vater und nicht von seiner Mutter erzogen, und zwar nach den neusten pädagogischen Ideen von Rousseau und Basedow. Er soll selbstständig und frei werden. Die Erziehung gelingt, er wird edel, hilfreich und gut, ist allerdings auch ein wenig weltinkompatibel und gelegentlich etwas zerstreut. Schon in der Kindheit beginnt eine zarte Freundschaft zu dem Nachbarkind Sophie, der Tochter des Schulrektors, der jedoch nach dem Tod seiner Frau als in der Geschichte und Philosophie versunkener Akademiker unfähig ist, sein Kind großzuziehen, und das Mädchen deshalb zu einer Tante gegeben hat. Aus der Freundschaft zwischen Ludwig und Sophie wird in der Jugend Liebe.

Ludwigs bester Freund wird sein Schulkamerad Sellhoff. Nach Beendigung der Schule wollen die beiden etwas Praktisches lernen, gehen deshalb bei einem Tischler in die Lehre und ziehen auch in sein Haus. Sellhoff verguckt sich in Marie, die Tochter des Tischlers, und schwängert sie. Als das nicht mehr zu verheimlichen ist, bittet er Ludwig um Hilfe, da Sellhoff unter der Vormundschaft eines strengen Onkels steht und bei Bekanntwerden der Schwangerschaft seine ganze Zukunft auf dem Spiel steht. Nach anfänglichem Sträuben willigt Ludwig ein und gibt Sellhoff das Versprechen, niemand etwas zu erzählen. Dieses Versprechen zwingt ihn kurz darauf, gerichtlich auch noch die Erklärung abzugeben, er selbst sei der Vater des Kindes.

Sophie hört davon und ist völlig enttäuscht. Ohne mit Ludwig zu sprechen, verreist sie nach Braunschweig zu einer anderen Tante, um über ihre Enttäuschung und Ludwig hinwegzukommen.

Von diesem Zeitpunkt an ist es vorbei mit Ludwigs Freiheit und Selbstständigkeit, all sein Sinnen und Trachten ist darauf ausgerichtet, Sophies Liebe wiederzuerlangen. Er reist ihr nach und mietet in Braunschweig einen Lohnlakaien, der ihm die Stadt zeigen soll. Der entpuppt sich bald als livrierter Schuft, der Ludwigs Weltunerfahrenheit auszunutzen versucht, indem er ihm mit einer Hure und einigen Mittätern eine Ent-/Verführung unterzujubeln plant, um Geld von ihm zu erpressen. Das gelingt auch in einem Gasthof, in dem, wie der Zufall so spielt, auch Sophie mit ihrer Tante auf der Rückreise in ihren Heimatort eingekehrt ist. Sophie wird Zeugin der getürkten Entdeckung von Ludwigs 'Fehltritt' und will nun erst recht nichts mehr mit ihm zu tun haben. Ludwig kann das nicht verstehen, Sophies Tante aber erklärt ihm, es handle sich nur um einen vorübergehenden Tick Sophies; er solle für einige Zeit verreisen, jedoch nicht zu weit, damit er im Falle einer positiven Entwicklung schnell wieder da sei. So geht er nach Kassel.

Ludwig saß in Kassel in einem Wirthshause, aß, trank, fragte nach der Post, ließ sich eine Postkarte holen, um selbst nachzusehen. Er sandte alle Tage nach Briefen, erhielt keine, und verzweifelte fast, und doch war er noch nicht acht Tage in Kassel. Er hatte sichs fest in den Kopf gesetzt, Rose würde ihn zurück berufen. Er hatte noch nicht einen Augenblick Zeit gehabt, den Empfehlungsbrief abzugeben, den ihm sein Vater mitgegeben hatte. Er wollte heute gehen, um ihn abzugeben. Sein Weg trug ihn vor der Post vorüber. Er fragte nach Briefen. Die Post kam in einer Stunde erst. Er trat so lange in ein benachbartes Kaffeehaus. Er öffnete ein Zimmer. Es war das Zimmer, wo die Liebhaber des Schachspiels sich versammelten. Zehn Parthien saßen an zehn kleinen Tischen und spielten, still wie Geister. Für Ludwig recht. Hier konnte er sich ungestört seinen Grillen überlassen. Er stellte sich zu einem Spieler, ohne das Spiel anzusehen, ob er gleich seine Augen starr auf das Brett richtete; dann gieng er im Zimmer umher. Nach einer Viertelstunde faßte ihn jemand bey der Schulter, und sagte im heftigsten Zorn: "zum Teufel, Herr, gehn Sie und probiren Sie Ihre Rolle, wo Sie wollen, nur hier nicht! Lassen Sie ehrliche Leute zufrieden." Ludwig sah seinen Mann groß an. "Welche Rolle?" fragte er verwundert. "Was weiß ichs! Ich habe

eine Partie verloren, meine Herren, die Filidor nicht besser hätte anlegen können. Aber da spiele der Teufel! 'Meine Rose! was that ich dir?' und alles plappert der Mensch mir ins Ohr, als ob ich seine Rose sey! Zum Teufel, Herr, wenn ich die Komödie sehen will, so zahle ich meine sechs Albus: hier spiele ich Schach!" - "Still doch!" riefen zehn andere Spieler: "still doch! anderwärts gezankt! hier muß es still seyn."

Ludwig glühte vor Schaam über und über, wie er merkte, daß er so laut mit seinen Gedanken gewesen war. Er bat den erzürnten Spieler um Vergebung. Der setzte sich wieder zu einer neuen Parthie und Ludwig nahm einen Stuhl und setzte sich glühend zu zwey Spielern, und nahm sich vor, still zu seyn, wie das Grab. Nach einer halben Stunde hatte ihn das eintönige "au roi! à la reine! gardez!" wieder in süße Träume versenkt. Er träumte, wenn Rose so käme mit der Tante, um ihn selbst abzuholen. Er versank in diesem süßen Wahne. Auf einmal weckt ihn ein Posthorn aus seinem Traume. Aufspringen, das Schachbrett vor sich umwerfen, sich zwischen zwey andere Spieler, die am Fenster sitzen, hineinstürzen, und noch diese beyden Parthien verderben, war das Werk eines Augenblicks.

Es war eine Postchaise. Zwey Frauenzimmer, sie lehnten sich aus dem Wagen, sie schlugen den Flor zurück - und in dem Augenblick faßten ihn sechs Hände an, und zwanzig Stimmen schrien auf einmal: "die Pest! über den Lärmen!" Man zog ihn vom Fenster zurück, man zerrte ihn nach der Thür. Der Lärm vermehrte sich. Man umringte ihn. Ludwig schrie, "was giebts?" Alle schrien auf ihn und durch einander. Die Markköre kamen. Einige hielten Ludwigen, und riefen: "Sie bezahlen die Parthie!" Ein kleiner Mann wollte ihn losmachen. "Nein, Herr Selters," rief ein anderer: "der Komödiant muß hinaus." "Herr Selters?" fragte Ludwig: "an Sie habe ich einen Brief, Herr Selters!" Er zog sein Taschenbuch hervor. "Und wenn Sie zehn Briefe hätten, Herr, müssen Sie denn erst eine Zersthörung, wie zu Jerusalem, anrichten, um einen Brief abzugeben?" Herr Selters nahm den Brief, las, umarmte Ludwigen. "Meine Herren, das ist kein Komödiant!" - "So ist es ein Narr, der ehrliche Leute foppt." Herr Selters zog endlich Ludwigen aus dem Getümmel, und dem Zimmer. Alles flog an die Tische, und schon vor der Thüre hörte Ludwig wieder durch die Grabesstille: "au roi!" und schämte sich von Herzen seiner Zerstreung.

https://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10113294_00059.html

August Heinrich Julius Lafontaine: 'Der Sonderling' [BVZ 246.20], hier zitiert nach der Ausgabe Halle 1801, Bd.2, S.53-57; s.a. Gruber, 'Lafontaine', S.208-212.

Irrtümer, Missverständnisse, Annahmen und Vermutungen ohne Rückfragen, frühere Verpflichtungen und ihre Folgen, Intrigen und das Nicht-miteinander-Reden beherrschen den weiteren Verlauf des Romans. Erst im letzten Zehntel des dritten Bandes kommt es dazu, dass die Hauptprotagonisten endlich einmal miteinander REDEN, dadurch alles geklärt wird und das lange hinausgezögerte Happy-End endlich stattfinden kann.

Links:

August Heinrich Julius Lafontaine: 'Der Sonderling', 3 Bände:
<https://reader.digitale-sammlungen.de/resolve/display/bsb10113293.html>
<https://reader.digitale-sammlungen.de/resolve/display/bsb10113294.html>
<https://reader.digitale-sammlungen.de/resolve/display/bsb10113295.html>

Johann Gottfried Gruber: 'August Lafontaines Leben und Wirken':
<https://reader.digitale-sammlungen.de/resolve/display/bsb10064426.html>

292:

si jeunesse savait

"Wenn die Jugend wüsste." Zitat aus Fontanes 'Irrungen, Wirrungen'. Hauptthema des Romans ist eine aufgrund von Standesunterschieden unmögliche Liebe. Bei der anzitierten Stelle werden heftige Stimmungsschwankungen aufgrund des Betrachtens unterschiedlicher 'Bilder' geschildert, das Wandbild mit der zitierten Unterschrift:

Dicht neben der Eingangstür, über einem Rokokotisch, auf dem rote Gläser und eine Wasserkaraffe standen, hing noch eine buntfarbige, mit einer dreisprachigen Unterschrift versehene Lithographie: »Si jeunesse savait« - ein Bild, das sie sich entsann in der Dörrschen Wohnung gesehen zu haben. Dörr liebte dergleichen. Als sie's hier wiedersah, fuhr sie verstimmt zusammen. Ihre feine Sinnlichkeit fühlte sich von dem Lüsternen in dem Bilde wie von einer Verzerrung ihres eignen Gefühls beleidigt, und so ging sie denn, den Eindruck wieder loszuwerden, bis an das Giebelfenster und öffnete beide Flügel, um die Nachtluft einzulassen. Ach, wie sie das erquickte! Dabei setzte sie sich auf das Fensterbrett, das nur zwei Handbreit über der Diele war, schlang ihren linken Arm um das Kreuzholz und horchte nach der nicht allzu entfernten Veranda hinüber. Aber sie vernahm nichts. Eine tiefe Stille herrschte, nur in der alten Ulme ging ein Wehen und Rauschen, und alles, was eben noch von Verstimmung in ihrer Seele geruht haben mochte, das schwand jetzt hin, als sie den Blick immer eindringlicher und immer entzückter auf das vor ihr ausgebreitete Bild richtete.

<https://www.projekt-gutenberg.org/fontane/irrung/irrung12.html>

'Windmühlen', Intertexte, 17, Ade

'Windmühlen' endet mit einem Volkslied:

292:

«Nun Adé, Du mein lieb Heimatland»

Der Text stammt von August Disselhoff (1851), gesungen wird es auf eine alte westfälische Soldatenweise:

1. Nun ade, du mein lieb Heimatland,
lieb Heimatland, ade!
Es geht nun fort zum fremden Strand,
lieb Heimatland, ade!
Und so sing' ich denn mit frohem Mut,
wie man singet, wenn man wandern tut,
lieb Heimatland, ade!
2. Wie du lachst mit deines Himmels blau,
lieb Heimatland, ade!
Wie du grüßest mich mit Feld und Au,
lieb Heimatland, ade!
Gott weiß, zu dir stets steht mein Sinn,
doch jetzt zur Ferne zieht's mich hin,
lieb Heimatland, ade!
3. Begleitest mich, du lieber Fluß,
lieb Heimatland, ade!
Bist traurig, daß ich wandern muß,
lieb Heimatland, ade!
Vom moos'gen Stein am wald'gen Tal,
da grüß ich dich zum letzten Mal:
mein Heimatland, ade!

Der Sänger hat keine Ahnung, warum er das tut, was er tut, nämlich (aus)wandern; er liebt zwar sein Heimatland, aber ihn zieht's in die Ferne.

Link:

Interpretation des Liedes durch Heidelerchen:
<https://www.youtube.com/watch?v=wB7-uD5rBhA>

Abspann

Neither letters nor words were harmed
in the making of this interpretation.